oder des anderen Productes in den Doppeltarif verständigt. Bei bescheidener Bemessung des Minimalsatzes ist solches wohl denkbar, denn trotz „Reichsanzeiger“: die Sicherung gegen handelspolitische „Versöhnungs“-Anfälle ist wichtiger, als ein Mehr oder Minder von 25 oder 50 oder 100 ₰. Es kommt ein Drittes, was aber schon angedeutet wurde, in Betracht. Die „Frankfurter Zeitung“ glaubt wunder was Neues von sich zu geben, wenn sie heute feststellt: „Die agrarische Mehrheit im Reichstage ist keine Mehrheit, wenigstens keine in bestimmten Zollsätzen und sonstigen Hauptfragen einige Mehrheit“. Zu weit gefaßt, jedoch nicht unrichtig, aber es giebt außer der socialdemokratischen Fraction — die Partei ist ja schon halb schutzzöllnerisch — und der beiden freisinnigen Gruppen auch keine geschlossen „antiagrarische“ oder gar antischutzzöllnerische Partei oder Gruppe. Da die freihändlerische Presse sich mit der Berechnung vergnügt, daß es im Reichstag auf wenige Stimmen ankommen werde, so ist es von Wichtigkeit, auf die handelspolitische Gespaltenheit der süddeutschen „Volkspartei“, zu der sich ja die „Frankf. Ztg.“ rechnet, hinzuweisen. Hier giebt es „brodwucherisch“ veranlagte Leute, die sich aus den Industriezöllen wenig oder gar nichts machen, und industriell gerichtete Interessen, die den Getreidezoll zugemenzetren hassen, aber gewisse Industrieerzeugnisse, z. B. Jute, nicht stark genug geschützt sehen können. Es ist überhaupt durch das „Lebensmittel“-Geschrei die Thatsache verdunkelt worden, daß sich in der Industrie viele Wünsche regen, die nach einer Erhöhung der vorgeschlagenen Sätze gehen. Also, es giebt außer der Socialdemokratie keine nennenswerthe Partei, die einig wäre. Ob nun die häuslichen Differenzen sich leichter beilegen lassen, wenn privatim von Partei zu Partei verhandelt wird, oder ob Erlangen, Zugestehen und Verzichten sich sicherer erwirken lassen, wenn die Vertrauensmänner der Fractionen in einer Reichstagscommission, wo Wort und Abstimmung in gewisser herkömmlicher Weise bindet, sich zu äußern und zu entscheiden haben, das ist eine Frage, deren Erwägung den parlamentarischen Technikern angelegentlich empfohlen werden muß. Daß Herr Richter heute in der „Freis. Ztg.“ zetert, mit der Commissionsberathung bezweckten die Führer, daß ihnen die Parteigenossen schließlich „wie eine Hammelherde“ folgten, so wird diese Wendung von Niemand stärker oder gar peinlich empfunden werden, als von den Fractionsgenossen des Herrn Richter. Denn gerade sie haben eine — Herdenvergangenheit. Eine besondere Thiergattung zum Vergleiche heranzuziehen, sind wir zu höflich.

Der preußisch-württembergische Postmarkenvertrag hat die **bayerischen** „Patrioten“, wie aus ihrem Münchner Organ hervorgeht, mit bitterem Kummer erfüllt. Der Schmerz über das Verschwinden der württembergischen Postwerthzeichen wird im Lager des bayerischen Particularismus durch die Haltung der außerbayerischen Particularistenpresse und ihrer klerikalen Bundesgenossen noch erheblich vergrößert werden. Der Stuttgarter „Beobachter“ konnte, nachdem von demokratischer Seite kürzlich der Antrag auf Einführung gemeinsamer Postwerthzeichen in der Stuttgarter Ständekammer gestellt war, nicht gut die üblichen Tiraden über „Verpreußung“ vom Stapel lassen. Er begnügt sich daher mit der Bemängelung der Form, in der das genannte Abkommen der Ständekammer zugegangen ist, und will genau untersucht wissen, ob das Abkommen anstatt zur „Kenntnißnahme“, nicht zur „Beschlußfassung“ der Ständekammer hätte zugehen müssen. Die Particularistenpresse welfischer und „rechtsparteilicher“ Observanz verzeichnet, so viel wir sehen, die Thatsache der Uebereinkunft, ohne vor der Hand ein Wort der Kritik finden zu können. Die preußische Centrumspresse verdirbt ihren bayerischen Gesinnungsgenossen vollends das Concept. Eine Correspondenz nämlich, die zu gleicher Zeit in der „Köln. Volksztg.“ und in der manchmal ganz rabiaten Bonner „Reichszeitung“ an leitender Stelle erscheint, widerlegt die Behauptung des Münchner Centrumsblattes, daß es mit der Selbstständigkeit der württembergischen Postverwaltung jetzt vorbei sei. In dieser Beziehung sagt die angeführte Correspondenz, Württemberg sei für seinen inneren Verkehr durch das Abkommen gar nicht gebunden, sondern könne Tarifermäßigungen einführen, wenn es auch der Reichspostverwaltung, falls der Vertheilungsmaßstab dadurch berührt werde, rechtzeitig Mittheilung machen müsse. In Uebereinstimmung mit dem Münchner Centrumsorgan befinden sich die preußischen Centrumsblätter nur in der Voraussicht, daß einmal der Tag kommen werde, an dem die Marke mit dem Vordrucke „Deutsches Reich“ auch innhalb der blauweißen Grenzpfähle gelte. Um diesen Tag des Schreckens und der Pein noch ein Weilchen fernzuhalten, empfiehlt das Münchener Patriotenblatt eine Interpellation in der Zweiten Kammer. Ministerpräsident v. Crailsheim würde eine derartige Interpellation sicherlich zur einstweiligen Beruhigung der gequälten Herzen in zustimmendem Sinne beantworten. Aber die gebeime Sorge, daß aufgeschoben im vorliegenden Falle nicht aufgehoben bedeute, wird die bayerischen Centrumspatrioten kaum noch verlassen. Das Beispiel des gesammten nichtbayerischen und nichtpreußischen Deutschland wird inzwischen ad oculos demonstriren, wie wenig der Verzicht auf eigene Postmarken für die innere Selbstständigkeit eines Bundesstaates bedeutet.

Erst jetzt, am 7. November, ist die **Besetzung der Zollämter von Mytilene** durch **französische Seesoldaten** erfolgt. Ueber den genauen Zeitpunct der Beschlagnahme wird berichtet:

* **Paris**, 7. November. Die Depesche des Admirals Caillard, die Nachmittag hier eingetroffen ist, trägt das Datum „Mytilene, 7 Uhr 50 Minuten“ und wurde von dem türkischen Telegraphen nach der Meldung von der Beschlagnahme und Besetzung der Zollämter in Mytilene übermittelt. Der Admiral theilt ferner das Eintreffen der Schiffe „Linois“ und „Epée“ in Mytilene und ihre Vereinigung mit seinem Geschwader mit.

Die Besorgniß, daß sich aus dem Vorgehen Frankreichs zu einer für England so äußerst kritischen Zeit internationale Verwickelungen ergeben könnten, ist noch nicht vollständig gebannt. Allerdings hat der französische Botschafter in Berlin, Marquis de Noailles, gestern Erklärungen abgegeben, die darin gipfeln, daß Frankreich durchaus nicht die Absicht habe, Gebietserwerbungen vorzunehmen, sondern daß die Entsendung der Flotte nach Mytilene nur erfolgt sei, um Bürgschaften für die Zahlung der vielbesprochenen Forderungen und Sicherheit gegen etwaige türkische Verschleppungen zu erhalten. Auch hat nach einer Meldung des „Reuter'schen Bureaus“ aus Konstantinopel vom Donnerstag die Pforte am Mittwoch Abend dem französischen Botschaftsrath Bapst eine Note gesandt, in welcher ihm mitgetheilt wird, daß die Genehmigung zum Wiederaufbau, bezw. der Wiederinstandsetzung von Kirchen, Klöstern und anderen Anstalten, im Ganzen in der Zahl von 16, in den verschiedenen Vilajets ertheilt sei. Endlich hat ja, derselben Quelle zufolge, die Pforte bereits Anweisungen auf die Fälle behufs Begleichung der Ansprüche Lorando's und Tubini's gegeben, allein, abgesehen davon, daß diese Meldungen nicht aus französischer, sondern aus englischer Quelle stammen, ihre Authenticität also noch nicht feststeht, fragt es sich noch sehr, ob das Entgegenkommen des Sultans Frankreich genügt. Officiöse Pariser Blätter sprechen es schon ganz offen aus, daß Caillard auf alle Fälle längere Zeit in den türkischen Gewässern bleiben werde, und außerdem bringt heute die „Köln. Ztg.“ folgende auffällige Meldung aus Petersburg, 7. November:

> Es verlautet, Rußland und Frankreich hätten unter sich den Grund und die Bedingungen für ein gemeinsames Vorgehen zur Durchführung der vom Sultan im Berliner Vertrage zugesicherten Reformen für Armenien und die europäischen Provinzen festgesetzt. Sie würden den übrigen Signatarmächten die Aufforderung zugehen lassen, ihren gemeinsamen Schritten sich anzuschließen. Zunächst sei eine Conferenz in Aussicht genommen, nicht zur Durchsicht, sondern zur Ausführung des Berliner Vertrags. Man erwartet an leitender russischer Stelle, daß alle Vertragsmächte ihre Theilnahme an der Conferenz zusagen würden, vor Frühjahr 1902 dürfte aber kaum an das Zusammentreten einer derartigen Conferenz zu denken sein. Bis dahin, meint man hier in sonst gut unterrichteten Kreisen, **könnten sich die Dinge aber durch das jetzige Vorgehen Frankreichs gegen die Türkei so rasch entwickeln, daß Rußland trotz der entschiedensten Friedensliebe seines Herrschers zu einer anderweitigen Stellungnahme gedrängt werden könnte, um seine eigenen Interessen zu wahren. In politischen Kreisen sieht man mit Ernst den Ereignissen in der Türkei und auf dem Balkan entgegen.**

Das nimmt sich doch fast aus, wie abgekartetes Spiel gegen England, das mit der Begleichung der französischen Forderung schwerlich zu Ende sein dürfte. „Daily Expreß“ erfährt aus Konstantinopel, die französische Besetzung Mytilenes werde in einem russischen Vorstoß nördlich der Meerenge eine Ergänzung finden; man ziele auch auf einen der Insel Thasos gegenüberliegenden Hafen. Im vorigen Jahre habe ein russischer Admiral den Hafen vermessen lassen, seitdem seien dann von den Russen im Stillen die anstoßenden Ländereien angekauft worden. Im Weiteren wird dann die Insel Lemnos als Pfropfen, der die Dardanellenflasche schließe, zu englischer Erwerbung als Gegengewicht für russisch-französische Erwerbungen empfohlen. Die „Morning Post“, die in auswärtiger Politik weniger von der Hand in den Mund lebt als die sonstige englische Presse, sieht die Lage mit ernster Sorge an und bemerkt, falls Rußland und Frankreich das europäische Gleichgewicht stören sollten, sei es Englands Sache, die Rolle wieder aufzunehmen, die es erfolgreich vor hundert Jahren gespielt habe und wozu es auch, trotz des Boerenkrieges, noch befähigt sei. — Das glaubt das Londoner Blatt wohl selber kaum!

Aus **Bukarest**, 5. November, schreibt man uns: Die Hoffnungen, welche man in der hiesigen **deutsch-evangelischen Gemeinde** an die Anwesenheit des Vorsitzenden, sowie des Schriftführers des Centralvorstandes des Gustav Adolf-Vereins, Geh. Kirchenrath D. Pank und Pfarrer Hartung aus Leipzig, knüpfte, sind glücklicherweise in Erfüllung gegangen. Dank der vermittelnden Thätigkeit dieser Herren ist es gelungen, den in der Gemeinde entstandenen Zwiespalt wieder zu beseitigen, und das deutsche Diakonissenhaus, welches sich vor zwei Jahren von der Gemeinde trennte, wird sich mit derselben wieder vereinigen. Am Sonntag wohnten die Herren D. Pank und Hartung dem Gottesdienste in der hiesigen deutsch-evangelischen Kirche bei, mit dem die Feier des Reformationsfestes verbunden war. Gestern weilten sie in Sinaia, wo sie vom König Carol in besonderer Audienz empfangen wurden. Ihre Rückreise nach Leipzig wird heute oder morgen erfolgen. Hoffentlich kommt nun auch der Friede in der Vereinigung der hiesigen Reichsdeutschen zu Stande, der leider auch vor mehr als Jahresfrist in Folge der nicht gutgemeinten Auslooosung von Obligationen, die man anläßlich des Baues des Vereinshauses ausgegeben hatte, gestört und trotz des Entgegenkommens der einen Partei noch nicht wieder hergestellt wurde. Die Vereinigung ist durch diesen Vorgang gegenwärtig sogar in eine schwere finanzielle Bedrängniß gerathen.

Deutsches Reich.

C. H. **Berlin**, 7. November. (Corvettencapitän von Cotzhausen.) Es war zu erwarten, daß der Corvettencapitän von Cotzhausen von der Anklage, den Untergang des kleinen Kreuzers „Wacht“ verschuldet zu haben, bedingungslos freigesprochen werden würde. Die Commandanten und die Officiere der Linienschiffe, welche den Untergang der „Wacht“ mit angesehen und bei der Rettung der Besatzung geholfen haben, stimmten mit den Officieren des untergegangenen Kreuzers darin überein, daß Corvettencapitän von Cotzhausen nach jeder Richtung hin seine Schuldigkeit gethan und in keiner Weise an Umsicht habe fehlen lassen; die nach der Katastrophe von ihm angeordneten Maßnahmen seien durchaus zweckmäßig gewesen. Erst nachdem die Mannschaft geborgen war, dachte von Cotzhausen an seine eigene Rettung; er wurde als der Letzte aufgefischt. v. Cotzhausen war nach der Katastrophe zur Verfügung des Chefs des ersten Geschwaders des Prinzen Heinrich gestellt worden; nun wird er wieder einen activen Posten erhalten. v. Cotzhausen ist am 16. November 1882 Leutnant zur See geworden, am 19. Januar 1886 Oberleutnant, am 10. April 1893 Capitänleutnant, am 9. April 1900 Corvettencapitän. Als solcher ist er Commandant der „Jagd“ gewesen; als Capitänleutnant war er erster Officier auf dem Panzer „Bayern“, vorher an der Marineschule Seecadettenofficier. In allen Stellungen hat er sich als umsichtiger Officier gezeigt. Unglücksfälle sind leider in den Marinen aller Länder keine Seltenheit, aber nicht überall darf man, wie in Deutschland, behaupten, daß in solchen Fällen ohne Ausnahme die Officiere und die Mannschaften sich aufopfernd, energisch und umsichtig gezeigt haben. Das ist allerdings für die Angehörigen der Opfer solcher Unglücksfälle nur ein schwacher Trost; ein großer aber für die Nation, die daraus die Hoffnung schöpfen darf, daß die deutsche Marine selbst in den härtesten Prüfungen das auf sie gesetzte Vertrauen rechtfertigen werde.

g. **Berlin**, 7. November. (Das Ergebniß der Berliner Stadtverordnetenwahlen.) Man hat von dem politischen Ergebniß der Berliner Stadtverordnetenwahlen bereits nach Vollziehung der Wahlen der dritten Classe zu sprechen, da innerhalb der zweiten und der ersten Classe seit langer Zeit nur gelegentlich persönliche Rivalitäten, nie aber politische Gegensätze zum Austrage gebracht werden. Das politische Interesse an dem Ausgange der Wahlen der dritten Abtheilung aber konnte diesmal ein um so stärkeres sein, als die Socialdemokratie von vornherein erklärt hatte, in dem Ausgange der Wahl ein Verdict der Wählerschaft über das Vorgehen der Krone in den verschiedenen, viel erörterten Conflicten mit der städtischen Vertretung, zugleich aber auch über das von der Socialdemokratie so verhöhnte „flammenweiche“ Verhalten der Mehrheit der Stadtverordnetenversammlung erblicken zu wollen. Nun, wenn man das Ergebniß rein äußerlich betrachtet, so hat die Wählerschaft dieses Verdict ganz im Sinne der Socialdemokratie abgegeben, denn die Socialdemokraten haben gleich im ersten Wahlgange 13 von den 16 neu zu besetzenden Mandaten der dritten Abtheilung erlangt und ihre Stimmenzahl von 15 400 auf 33 400 gesteigert. Von den bürgerlichen Parteien haben die Fortschrittler 4 von den 7 bisher innegehabten Mandaten, die Bürgerparteiler ihr einziges Mandat verloren; die Stimmenziffer der Fortschrittler ist von 10 500 auf 6600, diejenige der Bürgerparteiler von 4700 auf 2400 heruntergegangen. Kein Wunder, daß der „Vorwärts“ einen stolzen Triumphgesang anhebt und von einem „glänzenden Siege“ der Berliner Genossen über die „im Byzantinismus ersterbende“ freisinnige Vertreterschaft spricht. Das möchte noch hingehen. Wenn aber der „Vorwärts“ erklärt: „Das Vertrauen der Berliner Bevölkerung gehört der Socialdemokratie“, so zwingt er doch dazu, den Sieg der Socialdemokratie ein wenig auf seine Bedeutung zu prüfen. Zunächst kam es der Socialdemokratie zu Gute, daß die Wahlbezirke neu umgrenzt und daß die früher so außerordentliche Ungleichheit in der Zahl der Wahlberechtigten in den einzelnen Bezirken erheblich verringert wurde; würden die Reichstagswahlkreise neu eingetheilt und gleichmäßiger gestaltet, so würde, was Niemand anzuzweifeln, die Socialdemokratie ebenfalls davon den Vortheil haben, weil sie in den einzelnen Bezirken eine enorme Mehrheit besitzt, von der sie bei einer Neueintheilung an andere, ihr minder günstige Kreise abgeben könnte. Zum Zweiten handelte es sich der Hauptsache nach um an der Peripherie der Stadt gelegene Wahlbezirke, denen die sehr erhebliche Bevölkerungszunahme des letzten Jahrfünfts in erster Reihe zu Gute gekommen ist. Berücksichtigt man weiter, daß der Zuwachs der Bevölkerung sich zum größten Theile aus der Arbeiterclasse recrutirt, so wird die große Zunahme der socialistischen Stimmenzahl durch alle diese Umstände hinlänglich erklärt. Die Abnahme der Stimmenzahl der bürgerlichen Parteien aber ist in erster Reihe darauf zurückzuführen, daß 15 000 Wähler der dritten Abtheilung zur zweiten gekommen sind; es sind dies natürlich die 15 000 wohlhabendsten Wähler der dritten Abtheilung gewesen, also fast ausschließlich Anhänger der hier in Frage kommenden bürgerlichen Parteien. Immerhin hätten die beiden Parteien eine größere Stimmenzahl aufbringen können, wenn sie nicht in einer Reihe von Bezirken von vornherein die Flinte ins Korn geworfen hätten. Daß aber auch dort, wo eine starke Arbeiterbevölkerung vorhanden ist, der Kampf gegen die Socialdemokratie nicht von vornherein aussichtslos ist, hat sich am selben Tage, wo die Berliner Stadtverordnetenwahlen stattfanden, in der industriellen Stadt Offenbach gezeigt, in der die Socialdemokraten nicht nur keine neuen Sitze gewannen, sondern deren zwei verloren. Allerdings gingen dort die bürgerlichen Parteien zusammen, während sie in Berlin wie Hund und Katze einander gegenüber stehen. So zeigt ein Vergleich zwischen Berlin und Offenbach, auf welche Weise einzig und allein der Socialdemokratie entgegen gearbeitet werden kann.

— Das Plenum des Bundesraths wird, dem Vernehmen nach, am nächsten Dienstag, den 12. November, eine Sitzung abhalten, in welcher die von den Ausschüssen vorberathene Zolltarifvorlage zur Verhandlung gelangen soll. Es besteht danach kein Zweifel, daß die Reichsregierung ihre Absicht, die betreffende Vorlage dem Reichstage sofort bei seinem Zusammentritte zugehen zu lassen, auszuführen in der Lage sein wird. — Vor der heutigen Plenarsitzung berathen die vereinigten Ausschüsse für Rechnungswesen, für das Landheer und die Festungen und für Justizwesen.

— Zur Affaire Spahn wird der Wiener „Polit. Corr.“ von ihrem Berichterstatter für vaticanische Angelegenheiten in Rom geschrieben:

> „Das Auftreten der „Voce della Verità“ in der Angelegenheit des Dr. Spahn, dessen Ernennung zum Professor der Geschichte an der Straßburger Universität das Blatt als eine Verletzung der katholischen Gefühle bezeichnete, wird in kirchlichen Kreisen noch immer erörtert. Man ist überzeugt, daß die betreffenden Artikel der „Voce della Verità“ von irgend einer Persönlichkeit des päpstlichen Staatssekretariates inspirirt worden sind, in dem noch immer ein deutschfeindlicher Geist herrscht, und von wo aus man Alles eifrig aufgreift, was in den Beziehungen zwischen den deutschen Katholiken und der kaiserlichen Regierung eine Spannung herbeiführen kann. In gemäßigten Kreisen ist man jedoch, bei aller Mißbilligung der Beziehungen des Dr. Spahn zur „Täglichen Rundschau“, nicht der Ansicht, daß dieser Zwischenfall die guten Beziehungen zwischen dem Vatican und Deutschland trüben oder einen Bruch des Einvernehmens zwischen dem Centrum und der deutschen Regierung herbeizuführen geeignet wäre. Mit der Ernennung des Professors Spahn hat der Kaiser offenbar beabsichtigt, im Sinne der Katholiken zu handeln, und diesem guten Willen muß Rechnung getragen werden. Nachdem die „Voce della Verità“ zur Einstellung ihrer Ausfälle verhalten worden ist, kann der Zwischenfall als abgeschlossen angesehen werden. Ein Symptom dafür, daß das Verhältniß zwischen Berlin und dem Vatican von dieser Angelegenheit nicht berührt worden ist, bildete der sehr freundliche Empfang, welchen der Papst dem deutschen Gesandten, Baron Rotenhan, vor einigen Tagen bereitete, als dieser dem heiligen Vater als Geschenk des Kaisers Wilhelm II. eine Abschrift des Steinmann'schen historischen Werkes über die Sixtinische Capelle überreichte.“

— Die Einspruchsversammlungen gegen die Bezichtigungen Chamberlain's mehren sich. In Tübingen wird heute, in Breslau am nächsten Dienstag die Studentenschaft gegen diese Beschuldigungen Stellung nehmen. In Halle a. S. wollen die Universität, und ebenso die Kriegervereine protestiren, und das mit Recht.

— Die „Natlib. Corresp.“ meldet: Das officielle Rücktrittsgesuch unseres verdienstvollen bisherigen Botschafters in London scheint unmittelbar bevorzustehen. In London bezeichnet man allgemein, wie uns von dort geschrieben wird, als den Nachfolger des Grafen Hatzfeldt den bisherigen Gesandten in Hamburg, Graf Wolff-Metternich, der bereits früher Mitglied des Botschafterpersonals in London war und jetzt während des Urlaubs des Grafen Hatzfeldt denselben vertreten hat.

— Die polnische Reichstagsfraction gedenkt — so wird der „Germania“ gemeldet — sofort nach Beginn der Parlamentssession eine Interpellation einzubringen wegen des nach ihrer Ansicht systematischen Ausschließens der Oeffentlichkeit in politischen Processen, so beim Landgericht Gnesen, zuletzt bei dem Processe des Geistlichen

---

befangen und vergnügt! Ja, er animirte die Herren noch und ging selbst umher, leere Gläser gleich wieder zu füllen. Als ob sie nicht schon von selbst genug pichelten.

Die Stimmung hob sich aber sichtlich, die Unterhaltung wurde immer lauter und lärmender. Sogar der Oekonomierath wurde davon angesteckt. Da sie ihm schon seine theuren Weine austranken, wollte er wenigstens selbst etwas davon haben.

Nach Tisch kam der Kaffee. Die große Tafel wurde abgeräumt und in kleinere Tische zerlegt, an denen sich die Herren zum Scat und Hazard niederließen. Auch der Wirth selber vertiefte sich in einen solchen Scat. Glücksspiele waren ihm natürlich verhaßt. Beim Scat konnte man das Glück zwingen, und er spielte gut, wie er Alles gut und gründlich that.

Auch verschmähte er es durchaus nicht, seinen Gegner zu bemogeln, wenn es irgend anging. Das war in seinen Augen erlaubte Nothwehr, wie man etwa den Staat bei den Steuern und durch Einschmuggeln zollpflichtiger Gegenstände betrügen durfte, ohne sich in seinen Augen etwas zu vergeben.

Plötzlich fiel dem Oekonomierath die obligate Bowle ein, die jetzt nach altem Gebrauche serbirt werden mußte. Ein sehr vernünftiger Brauch übrigens. So, wie er sie machte, kam er bedeutend billiger weg, als wenn sie seine guten Weine weiter vertilgten.

Nun hatte er zwar seiner Tochter genaue Anweisungen gegeben. Der billige Mosel natürlich als Grundlage, dazu viel Selters- und Zuckerwasser, zuletzt ein Schuß Cognac und ganz wenig von dem billigen Bowlenfect, höchstens eine Flasche.

Aber wahrscheinlich mischte der Inspector sich wieder drein; der junge Mann steckte ja seine Nase in Alles. Richtig, er war plötzlich verschwunden. Rolloff bat den Pastor, der eben bei ihm siebitzte, ihn zu vertreten, und ging schleunigst nach der Milchkammer, die als ein kühl und ebenerdig gelegener Raum bei solchen Gelegenheiten als Vorrathskammer für den Wein benutzt wurde.

Platen hatte Lisbeth, die sich als Dame nicht besonders darauf verstand, und auch sonst viel zu thun hatte, die Bowlen- und Weinsorgen abgenommen. Mit Jochen's Hilfe war er eben dabei, die Mischung in einer großen, sonst für Milch benutzten Emaillewanne vorzunehmen.

Sie wich freilich bedeutend von dem Recept des Oekonomierathes ab und bestand aus dem besten Rheinwein, viel französischem Sect, ein wenig Zucker, noch weniger Selterswasser und gar keinem Wasser. Dazu frische Pfirsiche, die er von Stettin hatte kommen lassen.

Zum Glück sah Jochen rechtzeitig den Alten heranstiebeln, und in größter Eile brachten sie die leeren Flaschen in einen kleinen Nebenraum. Sie waren eben fertig damit, als der Gutsbesitzer eintrat.

Er stutzte; dann machte er sein grimmigstes Gesicht.

„Das besorgen Sie auch? Wo ist denn meine Tochter?“

„Das gnädige Fräulein hat keine Zeit und hat mich deshalb gebeten, die Bowle für sie zu machen. Ich verstehe mich nämlich auf Bowlen ... Sie können ganz ohne Sorge sein, Herr Oekonomierath.“

Der Alte lachte höhnisch:

„Ja, das glaube ich ... Sie verstehen es, Einem den Keller auszurauben.“

„Wie meinen das der Herr Oekonomierath?“ fragte Platen unschuldig, mit einem ganz ernsthaften Gesicht, während er sich innerlich köstlich amüsirte.

„Wie ich das meine?“ brummte der Alte wüthend. „Was ist Ihnen denn eingefallen, meinen kostbaren Rothspohn und gar den Rüdesheimer, meine feinste Marke —?! Glauben Sie, den habe ich gestohlen?“

„Nicht doch, der Herr Oekonomierath haben ihn gestift“, erwiderte er schelmisch. „Aber das ging doch gar nicht anders. Die Herren machten ihre Bemerkungen über den Mosel und ließen ihn einfach stehen. Wir hätten uns ja fürchterlich blamirt.“

„Das ist meine Sache, Herr Inspector. Der Mosel ist gar nicht schlecht —“

„Das ist nun wiederum Geschmackssache, Herr Oekonomierath.“

Der Inspector war ganz sicher angetrunken, sonst würde er ihm nicht so kecke Antworten gegeben haben. Ueberhaupt, weil der Mensch tüchtig war und wußte, sein Chef war mit ihm zufrieden, deshalb fühlte er sich nun, mischte sich in Alles hinein, nahm sich Keckheiten heraus.

Eben wollte er ihm ordentlich seine Meinung sagen, ihn gründlich in seine Schranken zurückweisen, als er zur rechten Zeit noch Jochen's grinsende Fratze sah, ganz Spannung und Wonne.

Das Schauspiel wollte er dem Kerl doch nicht bereiten. Damit sie morgen in Treffin und der ganzen Nachbarschaft herumklatschten, er hätte seinem Inspector eine Scene gemacht, weil er einen besseren Wein auf den Tisch gesetzt.

So überhörte er die letzten Worte, verschob die Abrechnung auf später und ließ sich einen Löffel geben, um die Bowle zu kosten.

„Hm, hm“ — er kaute das Getränk förmlich auf der Zunge — „kommt mir etwas stark vor. Was ist denn da Alles drin?“

„Nur Mosel, Selters- und Zuckerwasser, ein Schuß Cognac und eine Flasche Bowlenfect ... genau nach Ihrem Recept!“

„Do ... aber noch viel zu stark! Kann noch etwas verlängert werden.“

Und ohne sich um Platen's lang werdendes Gesicht zu kümmern, goß der Alte noch einige Selterflaschen und gewöhnliches Wasser in die wohlberechnete und geglückte Mischung, warf darnach Zucker hinein und kostete dann das Gebräu wiederum.

„So — jetzt scheint's ja so einigermaßen ... Und nun schnell einfüllen!“

Mit nicht ganz unberechtigtem Mißtrauen ließ der Oekonomierath vor seinen Augen die Glasbowle füllen und nahm Jochen und das Gefäß gleich mit sich. Etwas verblüfft schaute ihnen Platen nach.

Aber das Glasgefäß hatte nur den vierten Theil der Mischung verschlungen. Den Rest verstärkte er durch Rheinwein und Champagner von Neuem. Die Ehre des Hauses, in das er hineinheirathen wollte, lag ihm am Herzen. Die Gäste sollten nicht sagen, daß sie hier schäbig bewirthet worden seien.

Freilich, morgen, wenn der Alte seinen Keller revidirte — das that er zweifellos — da würde es wohl ein Donnerwetter absetzen. Aber er fürchtete diesen Donner nicht mehr; der Gutsbesitzer brauchte ihn, er hatte den Löwen gezähmt. Auch würde er den Schaden gern aus seiner Tasche decken. Und hochbefriedigt von seinem Werk, ging er in den Garten zu den Gästen zurück.

Es dämmerte schon, und die Bowle war bereits zum dritten Male erneuert worden, als der Oekonomierath, der seit einiger Zeit im Pech war, die Karten bei Seite legte, um eine kleine Inspectionsreise anzutreten.

Von allen Seiten erschallten Lärm und Gelächter. In der großen Scheune kreischten, fiedelten, schrieen und stampften sie wie die Verrückten. Ganz Treffin schien ein großer Festsaal.

Den Teufel auch, das konnte er eigentlich nicht aussehen, diese Bacchantenluft! Erstens ging das Alles aus seiner Tasche (und das war an sich schmerzlich genug); und dann konnte er fröhliche Gesichter und lachende, kreischende Menschen überhaupt nicht leiden — besoffene schon gar nicht.

Wer weiß, was sie Alles trieben, was sie ihm Alles ruinirten! Da mußte man denn doch mal nach dem Rechten sehen. Er liebte es überhaupt, ganz unerwartet inmitten seiner Leute aufzutauchen.

Er erhob sich vom Tisch, mußte sich aber gleich wieder setzen. Teufel auch, der schwere Rothspohn und dann die Bowle! Merkwürdig, je mehr er davon trank, desto besser schmeckte sie. Solch gepanschtes Zeug ging zwar wie Oel ein, machte aber auch einen Mordsrausch. Zum Glück merkte es Keiner — sie schrien und lallten alle selber, seine Gäste.

Mit des Pastors Stock, den dieser rheumatische Herr stets zur Hand hatte, ging es aber vortrefflich. Er nahm das Rohr, gab sich einen Ruck und humpelte fort, nicht ohne dem Inspector, der ihn zu solchen Extravaganzen und Ausgaben verleitet, noch vorher einen wüthenden Blick zuzuschleudern.

Der merkte es freilich nicht, war wohl selbst berauscht. Wenigstens lachte und lärmte der Mensch drüben in der Aristokratenecke, wo sie schon bei gewissen Anekdoten waren, am allerlautesten.

Da saßen der alte Baron Maltenitz und der Graf Lettenbach und die zwei Herren von Sellentien. Und sein Inspector führte das große Wort, erzählte einen Witz nach dem anderen; und die Herren lachten sich halbtodt, stießen mit ihm an — kurz, diese stolzen Aristokraten, die selbst ihn den Standesunterschied merken ließen, verkehrten ganz vertraulich, wie auf gleichem Fuße, mit seinem Untergebenen, einem armen Teufel von Angestellten.

Wenn auch der Wein, der große Gleichmacher, ein Wörtchen dabei mitsprach, es ärgerte ihn doch. Der junge Herr war so schon selbstbewußt genug. Aber morgen wollte er ihm gehörig den Kopf waschen.

Ueberhaupt — Ordnung schaffen wollte er ... Ordnung schaffen ... Lotterwirthschaft! ... Lotterwirthschaft! ... Mit solch freundlichen Gedanken trat er seine kleine Inspectionsreise an.

Auf dem ersten Hofe stolperte er über einen Betrunkenen, auf den er so lange mit dem Stocke einhieb, bis der Kerl lallend und fluchend aufsprang und davonlief.

„So'n besoffenes Schwein!“

Hatte augenscheinlich in der Schenke Schnaps getrunken, der Kerl! Denn so viel Bier hatte er ja gar nicht spendirt. Sonst konnten die Leute morgen nicht mehr arbeiten. Würde so schon Alles faul und schief gehen.

Als er in die Scheune trat, wo sie eben die großen Laternen anzündeten — puterroth im Gesicht, mit böse funkelnden Augen, auf seinen Stock gestützt, dämpfte sich der Lärm merklich ab.

Er blickte um sich. Da stand ja noch eine zweite Tonne Bier, und auch sie schien bereits auf die Neige zu gehen. Er winkte einen älteren Knecht herbei, Zögernd nahte sich der Mann mit abgezogener Mütze.

„Wo habt Ji denn die her?“

„Vom Herrn Inspecter Platen.“

Der Alte stieß wüthend mit dem Stocke auf. Immer und überall der! Solch ein Großthuer und Verschwender! Wollte sich dicke thun, bei den Leuten beliebt machen. Sollte lieber seine paar Groschens zusammenhalten!

Und plötzlich kam ihm ein Gedanke: wenn der Mensch ihn bestahl?! Der junge Herr behauptete zwar, er habe ein kleines Vermögen. Das konnte aber erlogen sein.

(Fortsetzung folgt.)